

HEYNE <

Das Buch

Den brutalen Angriff eines Kleinganoven überlebt die Ermittlerin Harper Blaine nicht. Sie ist tot – für zwei Minuten. Doch nach diesen zwei Minuten beginnt sie seltsame Dinge wahrzunehmen, unheimliche Formen, die aus grauem Nebel auftauchen, heulend und mit fletschenden Zähnen. Ist sie verrückt geworden? Sie holt sich Rat bei einem Linguistikprofessor und seiner Frau, einer irischen Hexe, die Blaine erklären, sie sei zu einer »Grauwandlerin« geworden: Sie hat die seltene Gabe, sich zwischen der Realität und einem geheimnisvollen Schattenreich hin- und herzubewegen, einer Welt voller Magie, zwischen Dunkel und Licht, zwischen Leben und Tod, wo sich düstere Gestalten herumtreiben. Doch noch bevor sie sich an ihre neuen, beängstigenden Fähigkeiten gewöhnen kann, verwickeln ihre Aufträge sie mehr und mehr in die Machtkämpfe und Intrigen der Untoten. Die Welt der Vampire und Geister, der Zauberei, der Hexen und Nekromanten ist nun auch Harper Blaines Welt – ob sie will oder nicht. Und um einen überaus attraktiven Antiquitätenhändler muss sie sich auch noch kümmern ...

»Greywalker« ist Harper Blaines erster Fall – und der Auftakt zu einer atemberaubenden Mystery-Serie um die furchtlose Ermittlerin zwischen den Welten!

Die Autorin

Kat Richardson wurde in Kalifornien geboren und wuchs in der Nähe von L. A. auf. Sie studierte in Long Beach und arbeitete unter anderem als Technische Redakteurin in Seattle. Sie fing schon in ihrer Schulzeit an, Kurzgeschichten zu schreiben, und entwickelte schnell eine Vorliebe für Science Fiction, Fantasy und Mystery. Aus ihrer Feder stammen neben phantastischer Prosa auch Rollenspiele, Computerspiele und ein Online-Comic. Heute lebt sie mit ihrem Mann, zwei Frettchen und einer Katze auf einem Segelboot in Seattle.

Mehr über die Autorin und die Welt von »Greywalker« unter:
www.katrichardson.com

KAT RICHARDSON

GREYWALKER

Roman

Deutsche Erstausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der amerikanischen Originalausgabe
GREYWALKER
Deutsche Übersetzung von Franziska Heel



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Deutsche Erstausgabe 8/08
Redaktion: Charlotte Lungstrass
Copyright © 2006 by Kathleen Richardson
Copyright © 2008 der deutschen Ausgabe und der
Übersetzung by Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
www.heyne.de

Printed in Germany 2008
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-453-43310-6

Für Ellen Williams

EINS

Als der Kerl ausholte, war ich ziemlich überrascht. Die meisten Leute verloren nicht gleich die Nerven, wenn man sie bei so einem kleinen Betrug ertappte. Ich hatte etwas wie eine verlegene Entschuldigung erwartet, zusammen mit einem angemessenen Scheck, um meine Klientin – seine Stieftochter – zu besänftigen. Stattdessen beugte sich der Knabe über den Schreibtisch, holte aus und traf mich mit der Wucht eines Vorschlaghammers seitlich am Kopf.

Ich flog vom Stuhl und in meinen Ohren begann es zu dröhnen. Verzweifelt versuchte ich, an meine Handtasche zu gelangen, aber ehe ich auch nur in die Nähe meiner Pistole kommen konnte, stand er schon vor mir. Ich zog mich hoch auf die Knie, um ihm mit der geballten Hand einen kräftigen Schlag unter die Gürtellinie zu verpassen.

Er wich problemlos aus und traf mich erneut mit seiner fleischigen Faust am Kopf. Dann ein Tritt gegen meine Rippen. Ich schrie, ehe mir die Luft weg blieb und ich für einen Moment nur noch auf neugierige Nachbarn hinter den dünnen Wänden hoffen konnte. Wieder holte er mit dem Fuß aus.

Mühsam robbte ich auf ihn zu, packte ihn am Schuh ... und brachte ihn zu Fall. So schnell ich konnte, kroch ich in Richtung Tür. Das Innere meines Brustkorbs fühlte sich an,

als hätten sich meine Organe losgerissen und befänden sich im freien Fall.

Da wurde mein Kopf nach hinten gezerrt – der Typ hatte mich am Pferdeschwanz gepackt. Ich trat rückwärts aus und konnte etwas Weiches spüren, aber leider nicht das, worauf ich gehofft hatte.

»Verdammt!« Er riss meinen Kopf zur Seite und schmeterte ihn gegen den Türrahmen. Mir war, als ob ich meinen Schädel brechen hörte.

Alles schmerzte. Mühsam drehte ich mich um und zog mich am Körper des Mannes hoch. Haare wurden mir aus der Kopfhaut gerissen. Mit einer Hand schlug ich seinen Kopf gegen die Wand, während ich mein Knie in seine Weichteile rammte. Er schnappte nach Luft und ließ unwillkürlich meinen Pferdeschwanz los. Ich nutzte meine Chance, entwand mich seinem Griff und wankte durch die offene Tür auf den Korridor hinaus. Krampfhaft suchte ich in meiner Handtasche nach der Pistole, während ich zum Lift taumelte.

Nichts wollte funktionieren: Meine Beine fühlten sich an, als wären sie aus Gummi. Jedes Mal, wenn ich meine Pistole in die Hand nehmen wollte, entglitt sie mir. Ich konnte kaum atmen. Und mein Brustkorb bereitete mir Höllenqualen. Mein Schädel dröhnte, und ich konnte hören, wie das Blut durch meine Adern rauschte.

Mit letzter Kraft schob ich das Eisengitter beiseite und stolperte in den uralten Lift, als mich eine Hand erneut am Pferdeschwanz packte und nach hinten riss. Ich versuchte mich umzudrehen, um dem Mistkerl endlich eine Kugel zu verpassen, aber meine Beine gaben nach. Die Pistole glitt mir aus den Händen, fiel auf den Boden des Lifts und schlitterte in eine Ecke.

Mich immer noch am Haar festhaltend, griff der Mann nach dem Eisengitter. Verzweifelt suchte ich in der Hosentasche nach meinem alten Schweizer Messer, als mich das Metall auch schon mit voller Wucht am Hals traf. Hatte er etwa vor, mir den Kopf abzutrennen? Ich versuchte, mich aus seinem Griff zu befreien. Da traf mich das Gitter an der Schläfe. Das Blut, das aus meinem Ohr lief, fühlte sich überraschend warm an. Mein Sehvermögen schwand und ich konnte nur noch einen dunklen, blutigen Tunnel ausmachen.

Wieder knallte das Eisengitter gegen meinen Kopf. Der Lift fing an, Geräusche von sich zu geben. Die innere Eisentür, die noch offen gestanden hatte, bewegte sich plötzlich auf mich zu. Endlich fand ich mein Messer, klappte die Klinge auf und stieß sie in die Hand, die noch immer meine Haare umklammerte. Der Kerl schrie auf und ließ los.

Ich rutschte nach unten und mein Kopf schlug auf den Boden des Lifts. Gerade noch schaffte ich es, ihn aus der sich schließenden Eisentür zu ziehen. Der Mann rüttelte heftig am Gitter und brüllte mir ein ganzes Lexikon an Schimpfwörtern hinterher, während sich der Lift in Bewegung setzte. Etwas zog noch an meinen Haaren, aber darum wollte ich mich jetzt nicht mehr kümmern. Ich wollte mich nur noch irgendwo hinlegen und ganz sanft das Bewusstsein verlieren. Da wurde plötzlich mein Kopf in die Höhe gerissen ...

Meine langen Haare hatten sich in der Gittertür verfangen und zogen mich nach oben, während der Lift langsam nach unten fuhr. Die Vorstellung, an meinen eigenen Haaren aufgehängt zu werden, reichte aus, um mich wieder zu beleben. Ich sah inzwischen nur noch einen winzigen hellen Punkt in der Ferne, der über einem blutroten Meer

schwebte – alles andere war in Dunkelheit versunken. Mühsam hielt ich das Messer über meinen Kopf und begann, meinen Pferdeschwanz abzusäbeln. Währenddessen stützte ich mich an der Liftwand ab, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Lange braune Haarsträhnen schwebten an meinem Gesicht vorbei zu Boden. Ich stand bereits auf den Zehenspitzen, als ich endlich die letzte Strähne durchschnitt. Vor Übelkeit wankend, taumelte ich nach vorn. In diesem Augenblick öffnete sich die Lifttür, ich stürzte hinaus und ging zu Boden.

Was als Nächstes geschah, weiß ich nur noch schemenhaft: schreiende Menschen; irgendwelche Schuhe vor meinen Augen; Schmerzen in meinem Oberkörper und meinen Armen; ein Schnalzgeräusch vor meinen geschlossenen Augenlidern; ein Mann mit einem ausländischen Akzent; ein Hämmern in meinem Kopf, als ob jemand Kicker darin spielen würde. Ich glaube, ich musste mich übergeben. Dann schlief ich ein.

Das war der erste April ...

Einige Tage später kam ich im Krankenhaus wieder zu mir. Es ging mir so verdammt schlecht, dass ich mir ziemlich sicher war, recht gute Überlebenschancen zu haben. Wenn sich das Sterben so schlimm anfühlen würde, wäre sicher keiner bereit, sich dem Tod zu überlassen.

Inzwischen waren viele Wochen vergangen. Die Schmerzen und das Brennen, die Prellungen, Quetschungen und Wunden wurden allmählich besser und verschwanden, aber meinem Kopf ging es immer noch nicht blendend. Die seltsamen Wahrnehmungsprobleme, unter denen ich seit dem Angriff litt – einige waren unbedeutend, andere überaus beunruhigend –, brachten mich dazu, das Krankenhaus erneut aufzusuchen.

Dr. Skellehers Bekanntschaft hatte ich bisher noch nicht gemacht; er war der einzige Arzt in der Notaufnahme, als ich dort eintraf. Er sah kaum älter aus als dreißig und schien dringend einen Kaffee zu brauchen. Seine kurzen Haare standen in alle Richtungen ab, was wohl weniger auf sein Modebewusstsein als vielmehr auf seine Verfassung hinwies. Die dunklen Ringe unter seinen Augen waren so groß wie Frisbees. Die Klamotten, die unter seinem weißen Kittel zu sehen waren, konnten als ökologisch korrekt durchgehen. Ein schmaler Lederriemen lugte unter seinem Kittelkragen hervor.

Die »Vorfälle« liefen wie ein zu schnell abgespulter Film vor meinem inneren Auge ab, während ich dem Arzt davon erzählte.

Manchmal sah die Welt um mich herum so aus, als würde ich mich in einem Meer von Nebel und verschwimmenden Farben bewegen – wie wenn man im Badezimmer vor einem beschlagenen Spiegel steht. Im Krankenhaus war ich mir nie sicher, wann sich jemand bei mir im Zimmer befand. Die Leute schienen herein und hinaus zu schweben und ständig ihre Gestalt zu ändern. Mein Gehör war ähnlich unzuverlässig. Dumpfes Dröhnen, fernes Gemurmel und seltsame Gurgellaute erreichten meine Ohren, als wäre die Welt in Watte gehüllt. Man erklärte mir, dass Patienten mit einer schweren Gehirnerschütterung so etwas oft erlebten und es mit der Zeit nachlassen würde. Doch bei mir wurde es stattdessen immer schlimmer.

Auch die Tatsache, dass ich durch das Krankenhausbett gesunken war, hatte mich ziemlich beunruhigt.

Es war mir nicht erlaubt gewesen, das Krankenbett zu verlassen, ohne dass ein Arzt oder eine Schwester im Zimmer war. Ich war nicht gerade eine Musterpatientin; ich

mochte es nämlich nicht, den Nachttopf zu benutzen und entschied mich stattdessen auf die Toilette zu gehen. So weit so gut, obwohl der Weg dorthin nicht gerade einem Walzer mit Fred Astaire gleich kam. Zurück ins Bett zu gelangen war leider eine andere Sache.

Sobald ich aus dem Bad trat, wurde mir übel. Das Licht im Zimmer wirkte etwas gedämpfter und mein Bett schien viel weiter entfernt als zuvor – es befand sich irgendwo da hinten in dem auf einmal nebelverhangenen Raum. Ich kämpfte mich vorwärts, eiskalt und schweißüberströmt, und versuchte zugleich, meine aufkommende Übelkeit zu unterdrücken. Es roch irgendwie nach Autopsie und Verbrechen. Durch einen kalten Dunst taumelnd, sah ich alles nur noch in einem verwaschenen Grau, das immer dunkler wurde. Mein Bett war zu einem undeutlich schimmernenden, pastellfarbenen Block verschwommen. Da stieß mein Schienbein plötzlich gegen das Bettgestell, ich klammerte mich an den Handlauf und hievte mich mühselig hinauf. Für einen Augenblick lag ich wie erstarrt da – keuchend wie ein Fisch auf dem Trockenen. Dann bewegte sich das Bett auf einmal und ich fiel hindurch.

Während des Falls wurde das Licht wieder heller, sodass ich die Gegenstände im Zimmer jetzt klar erkennen konnte. Eine Krankenschwester kam just in dem Augenblick, als ich auf dem Boden aufschlug. Sie schimpfte natürlich mit mir und rief einen Pfleger, der mich hoch hob und ins Bett verfrachtete, das ungefähr eineinhalb Meter von mir entfernt stand.

Ich hatte gedacht, es gäbe insgesamt drei Betten in meinem Zimmer, aber die Schwester erklärte mir, dass dies seit der Renovierung in den 60er Jahren nicht mehr der Fall gewesen sei.

Dann geschah jener Vorfall, der das Fass zum Überlaufen brachte.

Mein Gesicht im Badezimmerspiegel sah noch immer beängstigend aus. Das linke Auge war von einem regenbogenfarbenen Bluterguss umrahmt, der bis zum Nasenrücken reichte, nach oben über meine Augenbraue wanderte, sich über meine Wange und meinen Kieferknochen ausdehnte und schließlich wie ein violettgrünes Hundehalsband um meine Kehle legte. Auch meine Unterlippe und eines meiner Ohren wirkten weiterhin ziemlich mitgenommen und aufgedunsen. Die restlichen Schwellungen und blauen Flecken, die mein Gesicht im Krankenhaus zu einer erschreckenden Fratze hatten werden lassen, gingen allmählich zurück, sodass meine Haut inzwischen an ein Batikmuster aus den sechziger Jahren erinnerte. Was ich im Spiegel von meinen Haaren erkennen konnte, war auch nicht sehr erfreulich: ausgefranste Spitzen, die eher einem alten Strohbesen ähnelten als meiner früheren Pracht. Zumindest reichten die meisten Strähnen noch über meine Schultern.

Aber es blieb mir nichts anderes übrig – ich musste zurück an die Arbeit. Schließlich warteten die Krankenhaus-Rechnungen schon auf mich, und außerdem hatte ich einen Termin, der nicht verschoben werden konnte. Ich entschloss mich also, einen Tag lang ein Wellnessstudio aufzusuchen – eine Kombination aus Schönheitssalon und Folterkammer – in der Hoffnung, dass man es dort schaffen würde, mich wieder halbwegs menschlich und nicht mehr wie Frankensteins Monster nach einer wild durchzechten Nacht aussehen zu lassen.

Den Kopf in ein Handtuch gehüllt und mit einem Bademantel und weichen Schlappen ausgestattet, wurde ich in

ein winziges Dampfbad gesetzt, wo ich mich eine Viertel Stunde lang ausruhen konnte und sich meine Poren öffnen sollten. Ich versuchte also, ganz still zu sitzen und mich zu entspannen, aber in meinem Kopf surrte und brummte es wie in einem geschäftigen Bienenstock.

Verzweifelt rieb ich meine Schläfen und zwang mich dazu, die Augen zu schließen und langsam tief durchzuatmen. Nach einer Weile stieg mir ein seltsamer Geruch in die Nase, sodass ich die Augen öffnete. Der Dampf um mich herum fing plötzlich an, sich zu krümmen und zu winden, bis er die Gestalt eines chinesischen Drachen annahm, der ein von Nebel umranktes Tor zu bewachen schien.

Ich sah mich um. Ich war allein; es gab niemanden, der mich beruhigen konnte und mir versicherte, dass meine Phantasie mit mir durchgegangen war. Der Dampf direkt um mich herum wirkte sehr dünn und seine Wärme umschmeichelte meine Haut. Aber der in der Nähe der Tür schien dicht wie Rauch zu sein und dunkel, gleichzeitig aber so kalt wie Angstschweiß.

Ein blasser Schein ging von der Mitte des Tores aus, er pulsierte sanft und verwandelte sich in eine schmale, pochende Säule aus wässrigem Licht. Mein Magen krampfte sich zusammen, und eine Woge der Übelkeit schlug über mir zusammen. Der rauchige Geruch hatte sich verändert und erinnerte jetzt an verwesende Leichen und abgestandenes Brackwasser. Ich streckte die Hand aus, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren, riss sie dann aber entsetzt zurück. Auf keinen Fall wollte ich diese sich windende Rauchwolke berühren, was auch immer sie hervorgerufen haben mochte. Stattdessen rutschte ich nun in die hinterste Ecke und schlug mit dem Kopf immer wieder gegen die Wand. Ein namenloses Grauen hatte mich plötzlich erfasst.

In mir schnürte sich alles zusammen. Ich konnte auf einmal nur noch hechelnd atmen und hatte einen scheußlichen metallischen Geschmack im Mund. Irgendwann muss ich wohl »Nein!« geschrien haben.

Licht fiel durch den Dampf und durchbrach das von Rauchschwaden umwirbelte Tor. Ich wandte meinen Blick der Lichtquelle zu und erkannte eine der munteren Studio-Angestellten, die in dem realen Türrahmen stand und mich ansah.

Sie fragte, ob bei mir alles in Ordnung sei.

Ich schluckte hart und blickte mich um. Es gab nur noch Dampf – ganz gewöhnlichen Dampf, der nach sauberem Wasser und ein wenig Fichte von der Holzbank duftete. Hier war keine Säule wirbelnden Lichts mehr und auch kein Drachenrauch, der nach Tod und Verwesung stank.

Ich versicherte ihr, dass es mir gut gehe und ich anscheinend nur eingeschlafen sei. In Wahrheit war mir ein eiskalter Schauer über den Rücken gelaufen.

Meine Viertelstunde in diesem Dampfbad war alles andere als erholsam gewesen.

Ich hielt inne, um mich zu sammeln. Ernst sah ich den jungen Arzt an, der die Augenbrauen hob und geduldig darauf wartete, dass ich fortfuhr.

Nach einer kurzen Pause begann ich mit der letzten Episode: »Ich wollte heute Morgen joggen gehen, aber ich schaffte es nicht, mich schneller als in einem langsamen Trott zu bewegen und das auch nur für einige Sekunden. Ich fühlte mich seekrank und roch seltsame Dinge, hörte merkwürdige Geräusche ... Und dann diese verschwommenen Visionen ... Immer wieder sehe ich Augen vor mir, Schatten, verrückte Dinge ...« Ich rang nach Luft. »Und

schlafen kann ich auch nicht mehr. Morgen stehen mir einige Termine mit Klienten ins Haus und ich muss an die Arbeit zurück. Man hatte mir hier gesagt, dass ich inzwischen wieder problemlos im Alltag funktionieren sollte. Aber das scheint nicht der Fall zu sein. Ich bin noch nicht wieder so gesund, wie mir ihr Kollege prophezeit hat. Oder vielleicht sind es ja die Tabletten, die diese Halluzinationen hervorrufen.«

Dr. Skelleher blickte finster drein. Er hatte mich bereits mit verschiedenen Nadeln gepiekt und ich hatte das übliche Procedere mit dem hellen Licht und den kalten Instrumenten über mich ergehen lassen. »Es liegt nicht an den Tabletten«, erklärte er. »Ihre körperliche Verfassung ist so gut, wie sie sein sollte. Es gibt für mich keinen Grund, die ursprüngliche Diagnose Ihres Arztes anzuzweifeln – ganz abgesehen von meiner persönlichen Überzeugung, dass man nicht mehr als absolut nötig tun sollte. Ich glaube fest daran, dass Körper und Geist am besten wissen, was sie brauchen, und dass man sie die meiste Arbeit selbst machen lassen sollte.« Er warf einen weiteren Blick in meine Akten und verstummte.

Nach einer Weile sah er mich erneut an. »Ich weiß, dass das alles sehr beunruhigend sein muss. Ein Schädeltrauma ist eine rätselhafte Angelegenheit und sehr schwer einzuschätzen. Unser Gehirn verfügt über eine unglaubliche Komplexität, wir erfahren täglich mehr darüber, aber wir wissen noch längst nicht alles. Und was wir unseren Geist nennen – nun, das ist noch immer ein weitgehend unerforschtes Land. Es gibt viele Dinge, die unserer traditionellen westlichen Medizin etwas unheimlich sind. Alles, was mit Leben und Tod zu tun hat und den physischen und psychologischen Auswirkungen, die der Tod auf unseren Geist

haben kann – also das so genannte Metaphysische – ist uns noch weitgehend fremd.«

Sein letzter Satz brachte mich etwas aus der Fassung. »Entschuldigen Sie bitte«, sagte ich. »Soll das heißen, dass ich ... dass ich gestorben bin?«

Er schenkte mir ein schiefes Lächeln. »Es hat Ihnen also noch niemand gesagt?«

»Nein.«

Er schüttelte den Kopf. »Oh je ... Kein Wunder, dass Sie verwirrt sind. Für Fälle wie den Ihren gibt es normalerweise eine psychologische Betreuung. Aber die Kollegen haben es wahrscheinlich vergessen, was eigentlich kein Wunder ist, wenn man an die Polizei und den ganzen damit verbundenen Trubel denkt. Jetzt ist es wohl etwas spät, Ihnen die Nachricht schonend beizubringen. Lassen Sie mich versuchen, das Wichtigste zusammenzufassen. Laut Ihrer Akte waren Sie für fast zwei Minuten tot – ungefähr, bis das erste Notarztteam eintraf. Das hat Sie wieder ins Leben zurückgeholt, stabilisiert und ins Krankenhaus gebracht. Sonst ist nichts weiter passiert. Ihre Visionen sind bei Kopfverletzungen nicht untypisch. Manche haben etwas Probleme mit der Anpassung – zumindest manchmal –, während andere sehr seltsame Erfahrungen machen, aber da befinden wir uns schon auf diesem unheimlichen, mysteriösen Territorium, mit dem unsere Medizin nichts anzufangen weiß. Für solche Fälle gibt es, wie gesagt, eine spezielle psychologische Betreuung, falls Sie daran Interesse haben sollten ...«

Ich schüttelte hastig den Kopf und prompt wurde mir schwindelig. Ich stöhnte.

Dr. Skelleher runzelte die Stirn. »Könnten Sie bitte für einen Moment in mein Büro kommen?«

Ich zuckte mit den Schultern und folgte ihm aus dem

Untersuchungszimmer in ein winzig kleines Büro, das gerade genug Platz für einen Schreibtisch und zwei Stühle hatte. Er erklärte mir, dass ich die Tür offen lassen könne, falls mir das lieber wäre. Ich machte sie jedoch entschlossen hinter mir zu und nahm Platz.

Er lehnte sich zurück und fuhr sich einen Moment lang mit dem Fingerknöchel über die Unterlippe, ehe er mich ansah, tief Atem holte und sich nach vorne beugte. »Ich lehne mich jetzt in professioneller Hinsicht sehr weit aus dem Fenster, denn meiner Meinung nach steckt hinter Ihrer Situation mehr als nur ein medizinischer Aspekt.

Ich habe Freunde, die ähnliche Erfahrungen gemacht haben wie Sie. Und obwohl ich das jetzt nicht gerne tue, da es einen höchst unprofessionellen Eindruck macht, möchte ich Ihnen raten, das Gespräch mit ihnen zu suchen. Sie heißen Ben und Mara Danziger und sind, wie gesagt, Freunde und keine Patienten, obwohl ich mit Ben auch beruflich zu tun habe. Er ist ein netter Kerl, auch wenn einige seiner Ansichten eher nach der *Twilight Zone* klingen als nach Wissenschaft. Jedenfalls könnten Ihnen die Danzigers helfen, herauszufinden, ob es sich bei Ihren Erfahrungen um tatsächliche Phänomene handelt oder ob man doch einen Psychologen zu Rate ziehen sollte.« Er holte eine Visitenkarte aus der Schreibtischschublade und reichte sie mir.

»Sie schicken mich aber nicht zu einem Seelenklempner, oder?«, fragte ich misstrauisch.

»Nein«, erwiderte er lachend. »Nichts dergleichen. Ich glaube, dass Sie möglicherweise Dinge erleben, von denen die meisten Menschen noch nicht einmal träumen. Nichts Schlimmes, aber doch etwas, was sich an den geheimnisvollen Grenzen unseres Wissens bewegt. Da ich jedoch der Philosophie folge, je weniger Einmischung desto besser, will

ich Ihnen nichts einreden. Sollten Sie sich dafür entscheiden, mit Ben und Mara zu sprechen und dann der Meinung sein, dass die beiden ins Irrenhaus gehören und ich gleich dazu, werde ich Ihnen gern einen geeigneten Psychologen oder Psychiater empfehlen. Ganz, wie Sie meinen.«

Ich sah ihn nachdenklich an.

Sein Lächeln konnte seine Erschöpfung nicht verdecken. »Ich bin der Überzeugung, dass Ihnen medizinisch nichts fehlt. An den Tabletten liegt es auch nicht. Um ehrlich zu sein, könnten Sie die genauso gut weglassen. Ich kann also nichts weiter für Sie tun, als Ihnen einige Ratschläge mit auf den Weg zu geben und sicherzustellen, dass Sie die nächste Untersuchung nicht versäumen. Was auch immer Ihre Wahrnehmung verändert, es liegt außerhalb meines Fachbereichs.«

Skeptisch nahm ich die Visitenkarte entgegen und steckte sie in die Tasche. Er beobachtete mich aufmerksam, als ich die Tasche über die Schulter warf und aufstand.

»Sie sollten sich einen Rucksack zulegen, wenn Sie immer so viel dabei haben«, riet er mir. »So viel Gewicht kann Ihrem Rücken schaden, wenn Sie es auf einer Seite tragen.«

»Ich mag keine Rucksäcke. Sind mir zu sportlich. Und wenn man es eilig hat, findet man nichts darin.«

Dr. Skelleher zuckte mit den Schultern. »Das ist natürlich Ihre Entscheidung. Aber gehen Sie gut mit sich selbst um. Versuchen Sie zu schlafen. Essen Sie rotes Fleisch, um Ihre Blutwerte und Ihren Proteinhaushalt wieder auf Vordermann zu bringen. Für die Augen empfehle ich Ihnen feuchte Teebeutel, sie helfen gegen die Blutergüsse. Recken und strecken Sie sich regelmäßig und treiben Sie ein bisschen Sport. Das hilft beim Heilungsprozess. Und rufen Sie mich jederzeit an, falls es Probleme geben sollte.«

Ich dankte ihm und er warf mir noch ein schiefes Lächeln zu, als ich das Büro verließ.

Tot. Von einigen Beerdigungen in meiner Familie, einem vorgeschriebenen Kurs in forensischer Medizin und zwei, drei Leichen in einem Fall, der außer Rand und Band geraten war, einmal abgesehen, wusste ich so gut wie nichts über den Tod. Unsere Körper blieben als menschliche Überreste zurück, hatten aber mit dem Tod an sich nichts zu tun. Ich hatte noch nie jemanden sterben sehen und mich auch noch nie näher mit dem Tod auseinander gesetzt – außer in jenem Augenblick im Lift, als ich mich so sehr nach einem kurzen Nickerchen gesehnt hatte. Ich wollte mich hinsetzen und mich näher damit beschäftigen und gleichzeitig schreckte mich diese Vorstellung ab.

Also überließ ich die ganze Sache meinem Unterbewusstsein und schob das Thema irgendwo in die hinteren Regionen meines Gehirns, wo es wie eine Biene in einem Rhododendronbusch hin und her summte. Tot.

Trübe Nebelschwaden waberten über den Zimmerboden und drängten gegen die Wände. Durchsichtige Zungen schraubten sich in die Höhe und bildeten allmählich eine Säule, auf der sich ein glühend weißes Tor bildete. Mein Blick verschleierte sich – ähnlich wie bei einer Bildstörung im Fernsehen. Mir wurde schwindelig.

Ein tosender Sturm stieß das Tor auf und ein Gewimmel von undeutlichen Formen und sich bewegendem Licht erfüllte den Raum. Ich fiel in dem dichten, eiskalten Nebel auf die Knie und rang nach Luft, die nach Verwesung stank. Ein gieriger Nebel wallte immer näher, murmelte, flüsterte, fasste nach mir ...

Mit rasendem Puls wachte ich auf.

Zitternd vor Anspannung schlich ich mich vorsichtig durch die ganze Wohnung, öffnete alle Schrank- und Zimmertüren und wartete, ob der Nebel mich erneut in Besitz nehmen würde. Mein Frettchen beobachtete mich neugierig aus seinem sicheren Käfig heraus. Ich fand nichts. Da ich zu schnell aufgesprungen war, flimmerte es vor meinen Augen, sodass ich für einen Moment kaum etwas erkennen konnte. Also legte ich mich wieder ins Bett, aber der Schlaf wollte und wollte nicht kommen.

Nach einer Weile sah ich ein, dass es keinen Sinn hatte,

und fing mit meiner morgendlichen Routine an. Die Sonne ging gerade auf und kämpfte sich durch den Nebel, der wie fast jeden Tag um diese Zeit über Seattle lag. Nach einem kurzen Blick aus dem Fenster entschloss ich mich, meinen Sprint durch den gruseligen Frühnebel zur Abwechslung einmal ausfallen zu lassen.

Ich duschte, um mich dann meinem Spiegelbild zu stellen. Mir war wie immer mulmig zumute, als ich den Spiegel mit einem Handtuch vom feuchten Dampf befreite. Trotz der Anstrengungen der Wellness-Wichtel sah ich noch immer ziemlich mitgenommen aus. Der Gesamteindruck wurde durch die Schlawfalten und die morgendliche Aufgedunsenheit meines Gesichts auch nicht gerade besser.

Chaos, mein Frettchen, plagte mich wie immer beim Anziehen. Es zerknitterte mein Beeindrucken-wir-den-Klienten-Kostüm, stahl meine Schuhe, versteckte Strümpfe und Schmuck und tanzte wild und vor Wut japsend herum, wenn ich mir die Sachen zurückholte. Nach einer Weile steckte ich es wieder in den Käfig. Es blitzte mich empört an, als ich die Pistole in mein Halfter steckte, das an meinem Rücken befestigt war. Schließlich schlüpfte ich in die Kostümjacke, die beinahe perfekt zu meinem Rock passte. Ich wollte nicht noch einmal so eine unangenehme Überraschung erleben.

Es war noch nicht einmal sieben Uhr, als ich, bereits mit einem Kaffee in der Hand, die Tür zu meinem Büro aufschloss. Ich fing sofort an, alte Aufträge durchzuarbeiten, einige Rechnungen zu schreiben und andere zu begleichen und mich auf mein Meeting um neun Uhr vorzubereiten.

Am ersten Tag nach meiner Entlassung aus dem Krankenhaus hatte ich von zu Hause aus meinen Anrufbeantworter im Büro abgehört. Die meisten Nachrichten hatten entwe-

der etwas mit alten Fällen zu tun oder es handelte sich um irgendwelche Spinner. Zwei Anrufer hörten sich jedoch so an, als ob es von ihnen einen Auftrag geben könnte.

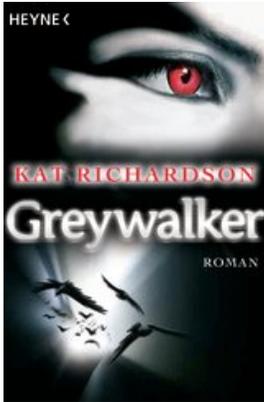
Beim Ersten hatte es sich um einen Mann mit ausländischem Akzent gehandelt, wobei die Telefonverbindung sehr schlecht gewesen war: »Miss Blaine, hier spricht Grigori Sergejev. Ich bin auf Sie aufmerksam geworden und möchte Ihre Dienste in Anspruch nehmen, um ein Erbstück meiner Familie zurück zu erlangen. Ich werde mich wieder melden, da ich im Augenblick schwer zu erreichen bin.«

Ich hatte mir alles notiert, wartete aber noch darauf, dass er tatsächlich ein zweites Mal anrief.

Die andere vielversprechende Nachricht war von einer Frau hinterlassen worden. Sie klang souverän und sprach ein wenig wie eine Tochter aus gutem Hause: »Miss Blaine, mein Name ist Colleen Shadley. Mein Sohn wird vermisst. Die Polizei war herablassend aber wenig hilfreich. Sie haben mir vorgeschlagen, dass ich die Dienste eines Privatdetektivs in Anspruch nehmen sollte. Sie wurden mir von Nan Grover empfohlen. Rufen Sie bitte schnellstmöglich zurück.«

Ich hatte sie sofort kontaktiert und mich einverstanden erklärt, mich ihrer Sache anzunehmen. Etwas später als neun wäre mir zwar lieber gewesen, aber sie hatte sowohl Zeit als auch Ort unseres Treffens festgelegt. Zum Glück gab es Kaffee! Um halb neun fuhr ich den Computer herunter und schloss das Büro ab.

Der Frühnebel hing immer noch über der Stadt und Pioneer Square wirkte wie mit Wasserfarben gemalt, als ich mich in Richtung Bushaltestelle aufmachte. Es wäre dumm gewesen, mit dem Rover zu fahren, nur um sechs Blocks weiter Parkgebühren bezahlen zu dürfen.



Kat Richardson

Greywalker

Harper Blaine 1
Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 512 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-43310-6

Heyne

Erscheinungstermin: Juli 2008

Unwiderstehlich düster – die neue Mystery-Serie aus den USA

Harper Blaine ist tot – zumindest zwei Minuten lang. Als die junge Ermittlerin wieder zu sich kommt, fühlt sie sich ... anders. Sie beginnt, seltsame Dinge zu sehen. Ist sie verrückt? Bald stellt sich heraus, dass Harper seit ihrem Unfall ein Greywalker ist, ein Geschöpf, das in das Schattenreich der Hexen, Vampire und Geister eindringen kann ...